

STEPHEN L. MORGAN und CHRISTOPHER WINSHIP, 2007: Counterfactuals and Causal Inference. Methods and Principles for Social Research. Cambridge: Cambridge University Press. ISBN: 978-0-512-85615-7 ISBN: 978-0-512-67193-4, 319+xiii Seiten, 23,99 EUR.

„Avoiding causal language when causality is the real subject of our investigation either renders the research irrelevant or permits it to be undisciplined by the rules of scientific inference. ... Rather we should draw causal inferences where they seem appropriate but also provide the reader with the best and most honest estimate of the uncertainty of that inference.“
(King G., R. O. Keohane und S. Verba, 1994: *Designing Social Inquiry*. Princeton, S. 76)

Es gibt wohl kaum eine Frage, die so grundsätzlich an das Wissenschaftsverständnis der empirischen Sozialwissenschaften rührt, wie jene nach den Bedingungen oder gar der prinzipiellen Möglichkeit adäquater kausaler Schlussfolgerungen in Bezug auf die Ursachen sozialen Handelns. Dies gilt insbesondere für die empirische Sozialforschung in der Soziologie und ihrer Nachbardisziplinen, die überwiegend nichtexperimentell arbeiten und deshalb in ihren Forschungsdesigns in der Regel nicht auf die experimentelle Manipulation des kausal relevanten Faktors einschließlich der Konstanthaltung sonstiger Einflussfaktoren mittels randomisiertem Laborexperiment zurückgreifen können. Dementsprechend legt bereits ein kurzer Blick in die Geschichte der empirischen Sozialforschung beredetes Zeugnis ab über das stete Auf und Ab der methodologischen Debatte um den kausalen Gehalt empirischer Befunde, die fortwährende Entwicklung von Techniken der Kausalanalyse sowie die oft enttäuschten Hoffnungen auf eine klare statistische Lösung der fundamentalen Problematik kausalen Schließens auf der Basis von Beobachtungsdaten.

In der Tat rollt seit etwa zehn Jahren eine weitere Welle der intensiven Beschäftigung mit der Methodologie kausalen Schließens durch die Sozialwissenschaften. Insbesondere die Arbeiten von Donald Rubin, Paul Rosenbaum, James Robins oder Judea Pearl in der Statistik sowie von James Heckman, Charles Manski oder Joshua Angrist in der Ökonometrie haben dazu beigetragen, die methodologischen Bedingungen valider Kausalschlüsse konzeptionell klar zu fassen und dadurch nicht zuletzt für die angewandte empirische Sozialforschung den Zusammenhang zwischen Forschungsdesign und adäquater statistischer Modellspezifikation in der Analyse kausaler Effekte zu verdeutlichen. Verglichen mit den intensiven Debatten in Statistik, Ökonometrie und jüngst auch verstärkt in der Politikwissenschaft hat die Diskussion um das so genannte kontrafaktische Kausalitätsverständnis in der Soziologie abseits der methodologisch spezialisierten Journale nur vergleichsweise wenig Widerhall in der Methodendiskussion oder gar der Forschungspraxis gefunden. Und soweit die soziologische Aufmerksamkeit geweckt werden konnte, gebührt nicht zuletzt Stephen Morgan und Christopher Winship ein gut Teil des Verdienstes, als Autoren ihres bekannten Überblicksartikels im Jahrgang 1999 des *Annual Review of Sociology* die statistische und ökonometrische Literatur für die Soziologie zugänglich gemacht zu haben.

Counterfactuals and Causal Inference. Methods and Principles for Social Research ist nun letztlich die logische Fortsetzung des Programms der beiden amerikanischen Wissenschaftler. Ganz im Einklang mit der programmatischen Eingangsformulierung aus King, Keohane und Verbas einschlägigem Lehrbuch geht es Morgan und Winship um nichts weniger als die Klärung der Bedingungen und Schwierigkeiten kausaler Inferenz in der empirischen Sozialforschung. Mittel zum Zweck ist dabei die umfassende Darstellung des kontrafaktischen Kausalitätsverständnisses als solide Grundlage der

Kausalanalyse in den nichtexperimentellen Sozialwissenschaften, sowie die Diskussion der sich aus dem kontrafaktischen Ansatz ergebenden Implikationen für die statistische Analyse von Beobachtungsdaten. Im ersten Teil des Buches steht daher zunächst die vertiefte Diskussion des kontrafaktischen Modells im Vordergrund, wobei Morgan und Winship zentral auf die Arbeiten Judea Pearl's rekurrieren, um zu einer einheitlichen Präsentation zu gelangen. Für die Rezeption des Modells in der soziologischen Praxis dürfte diese Entscheidung tatsächlich durchaus hilfreich sein, da dadurch an eine Darstellung in Form des weit verbreiteten pfadanalytischen Kausaldiagramms angeknüpft werden kann.

In ihrer Darstellung unterstreichen Morgan und Winship zu Recht, dass sich der kontrafaktische Ansatz eben nicht in der Proliferation neuer Terminologien wie etwa des durchschnittlichen kausalen Effekts (average treatment effect) und ähnlicher Wortungetüme erschöpft, sondern dass die zentrale Leistung des Modells darin besteht, Fragen der empirischen Identifikation kausaler Effekte wieder in den Mittelpunkt der methodischen Debatte in der empirischen Sozialforschung zu rücken. Mit dem kontrafaktischen Modell gelangt die experimentelle Terminologie also zurück in die sozialwissenschaftliche Analyse von Beobachtungsdaten, und zwar „as a framework in which to ask carefully constructed ‚what-if‘ questions that lay bare the limitations of observational data and ... that can help researchers to determine what assumptions must be maintained in order to identify causal effects, as well as the selection of an appropriate technique that can be used to estimate an identified causal effect from a sample of sufficient size under whatever assumptions are justified“ (S. 13 und 23).

Mit der Betonung der Identifikationsproblematik durch Morgan und Winship wird deutlich, dass im kontrafaktischen Verständnis dem Zusammenspiel von theoretischer und statistischer Analyse die ent-

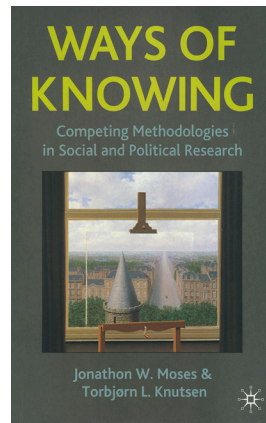
scheidende Bedeutung in der Ermittlung kausaler Effekte in der empirischen Sozialforschung zukommt. Anders als in mancher Spielart experimenteller Forschung ist eine theoriefreie statistische Analyse von Beobachtungsdaten letztlich unfruchtbar, da die Identifizierbarkeit eines bestimmten kausalen Effekts sich immer aus dem seitens des Forschers unterstellten theoretischen Modells ergibt. Gleichzeitig zeigen Morgan und Winship etwa durch die Einbeziehung der klassischen Lazarsfeldschen Begrifflichkeiten der antezedierenden und intervenierenden Variablen in den Zusammenhang des kontrafaktischen Modells, dass inhaltlich-theoretischen Überlegungen selbstverständlich eine zentrale Rolle in der statistischen Modellspezifikation zukommt.

Insofern präsentiert *Counterfactuals and Causal Inference* im stärker angewandten zweiten und dritten Teil eben kein Sammelurium neuer und neuester statistischer Schätzalgorithmen, sondern diskutiert die Anwendung klassischer statistischer Techniken der empirischen Sozialforschung aus dem Blickwinkel des kontrafaktischen Modells und unter der Zielsetzung, kausale Effekte zu ermitteln. Teil 2 widmet sich dabei der Diskussion konditionaler Analysestrategien, wobei die Darstellung nichtparametrischer Matchingverfahren (Kapitel 4) und traditioneller Regressionsansätze (Kapitel 5) zentralen Raum einnimmt. Angesichts ihrer Bedeutung sei hier natürlich insbesondere das Kapitel zur kontrafaktisch interpretierten Regressionsanalyse zur Lektüre empfohlen, deren Zielsetzung im kontrafaktischen Modell eben die Analyse der „effects of causes“ und nicht länger die traditionelle Betrachtung einer langen Reihe potenziell konkurrierender „causes of effects“ darstellt. Ebenso wichtig scheint Morgan und Winships Hinweis auf die strukturelle Verwandtschaft von Regressions- und Matchingverfahren in Bezug auf die zugrunde liegende kausalanalytische Strategie – womit hoffentlich einer neuen, vorhersehbar enttäuschten Hoffnung auf das statistische Allheilmittel des Propensity

Score Matching vorgebeugt sei. In Teil 3 werden schließlich alternative und in der Soziologie bislang noch (zu) wenig verbreitete Verfahren vorgestellt – insbesondere die Instrumentalvariablen-schätzung (Kapitel 7), die Analyse von Längsschnittdaten mittels Panelregressionsmodellen (Kapitel 9) und Pearls Vorschlag der Identifikation kausaler Effekte über isolierte Mechanismen (Kapitel 8), die gewinnbringend in der Analyse kausaler Wirkungen eingesetzt werden können, falls über ein Querschnittformat hinausgehende Datenstrukturen vorliegen. Angesichts der Fülle des Materials und der beispielhaften Stringenz der Darstellung, die Morgan und Winship hier gelingt, besteht kein Zweifel, dass mit Counterfactuals and Causal Inference die bislang umfassendste Einführung in das kontrafaktische Kausalitätsverständnis und seine Konsequenzen für die empirische Sozialforschung vorliegt. Morgan und Winship leisten damit einmal mehr einen Beitrag dazu, die Soziologie nachhaltig am aktuellen Stand der methodologischen Diskussion in ihren Nachbar-disziplinen zu orientieren. Es wäre dementsprechend zu wünschen, dass sich dieses Buch zur Standardlektüre in den Graduiertenschulen und der Praxis der empirischen Sozialforschung entwickelt.

MARKUS GANGL, MADISON

* * * * *



JONATHON W. MOSES und TORBJØRN L. KNUTSEN, 2007: Ways of Knowing. Competing Methodologies in Social and Political Research. Palgrave Macmillan. ISBN 10: 978-0-230-51665-6, 344 Seiten, 33,99 EUR.

„Ways of Knowing“ ist in mancherlei Hinsicht ein bemerkenswertes Buch. Unter anderem auch aus dem Grund, dass es sich hierbei weniger um eine der mehr oder weniger üblichen Einführungen in die Methodologie der Sozialwissenschaften handelt, sondern in einem gewissen Sinne um eine Ideengeschichte verschiedener methodologischer Ansätze. Dies trifft insbesondere für den ersten Teil zu. Insofern ist das Buch auch weniger eine Methodologie im engeren Sinn, auch kein Buch über die diversen Methodologien, sondern vielmehr in großen Teilen ein Werk, das die wissenschaftsphilosophischen Hintergründe der jeweiligen Methodologien aufzeigen will. Aufgrund dieser Einordnung der Methodologien in bestimmte erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Traditionen stellt das Buch von Moses und Knutsen eine informative Lektüre dar, die dem Leser hilft, sich in der gegenwärtig geführten Diskussion und oft streitbaren Auseinandersetzung zwischen so genannten ‚quantitativen‘ und ‚qualitativen‘ Methodologien zurecht zu finden. Die Autoren selbst vertreten einen pluralistischen Ansatz, indem sie dazu auffordern, die verschiedenen Methoden bzw. Methodologien wie eine Werkzeugkiste zu betrachten, aus der man sich die jeweils passende Methode für das entsprechende Problem sucht.